

Masterseminar HS2014: Erinnerungskultur und Gedenkstätten in Berlin

**Von Helden und Hasen –
Erinnerungskultur auf dem Friedhof Lilienthalstrasse
in Berlin**

15.09.2018

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	3
1.1. Fragestellung und Methode	3
1.2. Gedächtnis, Gedenken, Erinnerung.....	4
1.3. Erinnerung an den Nationalsozialismus seit 1945	5
2. Erbauung des Friedhofs an der Lilienthalstrasse	10
2.1. Der Architekt Wilhelm Büning.....	10
2.2. Verlauf der Planungs- und Bauarbeiten	11
2.3. Ein sogenannter Nazibau	13
2.4. Formierung der Lebenden und Toten	15
3. Erinnerungskultur auf dem Friedhof Lilienthalstrasse.....	18
3.1. Ein Denkmal für den Nationalsozialismus?	18
3.2. Erstellung einer Kriegsgräberstätte	18
3.2. Das Ehrenmal.....	21
3.3. Gedenksteine für die deutschen Opfer.....	24
3.4. Gedenkfeier am Vorabend des Volkstrauertags	26
3.5. Umstrittene Erinnerungskultur: «Volkstrauertag abschaffen!»	28
4. Fazit	32
5. Bibliographie.....	34
5.1. Quellen	34
5.2. Internet	35
5.3 Literatur.....	35
6. Abbildungsverzeichnis.....	39

1. Einleitung

1.1. Fragestellung und Methode

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der Geschichte des Friedhofs Lilienthalstrasse in Berlin und untersucht die Erinnerungskultur an diesem Ort. Dabei sollen an den Forschungsgegenstand folgende von Reinhart Koselleck formulierte Grundfragen gestellt werden:

Wer wurde erinnert?

Was wurde erinnert?

*Wie wurde erinnert?*¹

Es sollen jeweils auch die Leerräume und Lücken ins Visier genommen werden, d.h.:

Wer war von der Erinnerung ausgeschlossen? Was wurde nicht erinnert?

Der für die Beantwortung dieser Fragen herbeigezogene Quellenbestand ist leider lückenhaft. Eine systematische Quellensuche in Berliner Archiven war aus organisatorischen Gründen nicht möglich. Die Analyse beschränkt sich daher auf jene Zeiträume, für welche Quellen vorhanden sind. Aus den 1930er- bis 1960er-Jahren sind wenige Dokumente aus dem Nachlass des Architekten Wilhelm Büning sowie dem Geschäftsarchiv des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge verfügbar. Einen indirekten Zugang zu Quellenmaterial bietet ausserdem Arndt Beck, der sich in seiner Publikation «Die beerdigte Nation» in zwei Kapiteln mit der Geschichte des Friedhofs an der Lilienthalstrasse befasste. Für die Zeit ab 2003 können Quellen online abgerufen werden.

Neben dem Studium der Sekundärliteratur fusst die vorliegende Arbeit auf der Quelleninterpretation. Der Quellenbegriff wird dabei weit gefasst: neben schriftlichen Dokumenten werden auch (Stand- und bewegte) Bilder sowie Elemente der Architektur, Raum- und Grabmalgestaltung untersucht. Methodische Orientierung bietet dabei Kosellecks Konzept der «politischen Ikonologie», welche ikonographische Aspekte sowie politisch-soziale Bedingungen berücksichtigt.²

Mit dem Begriff der «politischen Ikonologie» zielte Koselleck laut Hubert Locher auf die historische Erforschung «politischer, bildlich artikulierter und über ästhetische Erfahrung

¹ Die Fragen lauten bei Koselleck: «Wer ist zu erinnern? Was ist zu erinnern? Wie ist zu erinnern?» Vgl. Koselleck, Formen und Traditionen, S. 26.

² Koselleck knüpfte an die Überlegungen des Kunsthistorikers Erwin Panofsky an, der den Begriff der Ikonologie in den 1930er-Jahren prägte. Panofsky bezeichnete mit dem Begriff eine methodische Erweiterung der Ikonographie. Während bei der ikonographischen Analyse der Zeitkontext studiert wurde, um die Aussage des Bildes zu erfassen, sollte die ikonologische Analyse mittels Studium des Bildes etwas über den Zeitkontext aussagen. Vgl. Kopp-Schmidt, Ikonographie und Ikonologie, S. 51 ff.

kommunizierter Sachverhalte» ab, die «in schriftlichen Quellen nicht überliefert [werden] und nicht überlieferbar [sind].»³ Koselleck nahm dabei erstens die «Geschichte der Ikonographie» in den Fokus und zweitens die «jeweiligen politisch-sozialen Anläss[e] und Bedingungen.»⁴ Bei Punkt eins galt es «die Formen» und «die ästhetische Gestalt der Denkmäler» zu beachten. Ihnen schrieb er eine «eigene Geschichte» zu, die über den Zeitrahmen ihrer Entstehung hinausweise.⁵ So sei «das Formenarsenal und die Ikonographie der Totenmale [...] quer durch die Zeiten vergleichsweise stabil».⁶ Bei Punkt zwei ging es um die Frage, welche Formen auf welche Weise gezeigt, zitiert und kombiniert wurden. Diese Auswahl sei «ein primär politischer Akt», der auf den unmittelbaren Zeitkontext verweise.⁷ Hinter jedem Totenmal stecke eine anlassspezifische politische Botschaft, «welche Toten wie zu erinnern sind» aber auch «was zu verschweigen ist.»⁸

1.2. Gedächtnis, Gedenken, Erinnerung

Die Erinnerungsgeschichte stellt eine Fülle von Begriffen und Konzepten bereit, die dabei helfen können, den Blick für den Forschungsgegenstand zu schärfen.⁹ Das Thema der vorliegenden Arbeit bewegt sich vor allem in den Bereichen des sozialen und des kulturellen Gedächtnisses. Unter dem *sozialen Gedächtnis* versteht Aleida Assmann eine Art «Kurzzeitgedächtnis» der Gesellschaft, welches höchstens «drei bis vier Generationen» überdauert. Es basiert auf einem «Netz [der] lebendigen Kommunikation», d.h. wenn dieses Netz zerfällt, so zerfällt auch die Erinnerung.¹⁰ Im Gegensatz dazu kennt das *kulturelle Gedächtnis* keine generationelle Frist, da es nicht an die Kommunikation, sondern an materielle Träger gebunden ist. Assmann zählt zum kulturellen Gedächtnis etwa «Monumente, Jahrestage, Riten, Texte, Bilder».¹¹ Arndt Bauerkämper siedelt den Begriff des *Gedenkens* zwischen dem sozialen und dem kulturellen Gedächtnis an, «da es zwar alle Formen der Gruppenkommunikation

³ Locher, «Politische Ikonologie» und «politische Sinnlichkeit», S. 25.

⁴ Koselleck, Zur politischen Ikonologie des gewaltsamen Todes, S. 7.

⁵ Ebd., S. 8.

⁶ Ebd., S. 6.

⁷ Ebd. S. 8.

⁸ Ebd.

⁹ Einige davon sind umstritten, so z.B. der Begriff des kollektiven Gedächtnisses. Vgl. Assmann, Der lange Schatten, S. 29. Nach Koselleck ist ein kollektives Erinnern an den Holocaust nicht möglich: «Die in den Leib gebrannte Erfahrung der absurden Sinnlosigkeit lässt sich, als Primärerfahrung, nicht in das Gedächtnis anderer oder in die Erinnerung nicht Betroffener übertragen.» Koselleck, Formen und Traditionen, S. 24.

¹⁰ Assmann, Der lange Schatten, S. 28.

¹¹ Ebd., S. 54.

kennzeichnet, aber auch dauerhafte Fixpunkte (so festgelegte Orte und Tage) erfordert.»¹²

Der Begriff der *Erinnerung* wird oft synonym zu jenem des Gedächtnisses verwendet. Die beiden Begriffe können insofern differenziert werden, als dass die Erinnerung immer auf einen Ort der Speicherung angewiesen ist. Das Gedächtnis stellt einen solchen Speicher dar. Dazu führt Sabine Moller aus: «Menschen brauchen [...] nicht nur ein Gehirn als organische Basis, sondern sie sind in hohem Masse auf externe Erinnerungsspeicher unterschiedlichster Art angewiesen, um jene fragilen Bewusstseinsakte zu erzeugen, die gemeinhin Erinnerung genannt werden.»¹³ Moller zeigt auf, dass Erinnerungen stets «Ausdruck aktueller Sinnproduktion sind», d.h. sie werden weniger von der Vergangenheit als von der Gegenwart bestimmt.¹⁴ Erinnerungen sind geprägt von aktuellen Bedürfnissen und Zielen der sozialen und politischen Akteurinnen und Akteure.¹⁵

Sämtliche «denkbaren Formen der bewussten Erinnerung an historische Ereignisse, Persönlichkeiten und Prozesse» können, im Sinne Christoph Cornelissens, unter dem Oberbegriff der *Erinnerungskultur* zusammengefasst werden.¹⁶

1.3. Erinnerung an den Nationalsozialismus seit 1945

Das deutsche Gedächtnis nach 1945 unterschied sich laut Assmann von einem typischen Verlierergedächtnis, da «jegliche Selbstdeutung in der heroischen Semantik der Ehre verwirkt» gewesen sei.¹⁷ Eine Umdeutung der Schmach in «Mythen der Erhöhung» wie nach dem Ersten Weltkrieg sei vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Verbrechen nicht mehr möglich gewesen.¹⁸ Um diesen Unterschied deutlich zu machen, spricht Assmann für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg von einem Tätergedächtnis der Deutschen. Dieses sei mit Emotionen wie Schuld und Scham verbunden gewesen, auf welche mit Schweigen und Verdrängen reagiert worden sei.¹⁹ Dass bereits Ende der 1940er-Jahre der Bundestag ein Gesetz zur Amnestie früherer Nationalsozialisten verabschiedete, entsprach der Logik des

¹² Bauerkämper, Das umstrittene Gedächtnis, S. 45.

¹³ Moller, Erinnerung und Gedächtnis, online.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Vgl. Bauerkämper, Das umstrittene Gedächtnis, S. 49-50.

¹⁶ Cornelissen, Zur Erforschung von Erinnerungskulturen, S. 32.

¹⁷ Assmann, Der lange Schatten, S. 67.

¹⁸ Ebd., S. 70.

¹⁹ Vgl. ebd., S. 81-82.

Tätergedächtnisses ebenso wie die Forderungen einer Mehrheit der Bevölkerung nach einem «Schlussstrich».²⁰

Trotzdem pflegten die Westdeutschen auch Aspekte des Verlierergedächtnisses, indem sie mittels Fokus auf die eigenen Opfer den nationalen Zusammenhalt zu stärken suchten.²¹ Staatliche Programme, die deutsche Vertriebene und aus der Kriegsgefangenschaft Entlassene unterstützten, vereinten gegnerische Parteien und förderten die Akzeptanz der Regierung in der Bevölkerung, wie Robert G. Moeller aufzeigt. Der Erinnerung an deutsche Opfer widmeten sich auch zahlreiche Kriegsoffer- und Soldatenverbände. In Zeitungen, Kriegsromanen und -filmen frönten die Westdeutschen der Selbstviktimisierung. Moeller weist darauf hin, dass in den von ihm untersuchten Diskursen die von den Deutschen verschuldeten Opfer nicht völlig tabuisiert worden seien. Nicht selten wurden etwa die Leiden der Juden als eine Art Massstab für das eigene Leiden ins Feld geführt.²² So verschwammen die Grenzen zwischen Tätern und Opfern des Nationalsozialismus zugunsten einer Auffassung, der zufolge alle Deutschen Opfer der Machenschaften einer kleinen Führungselite des «Dritten Reichs» geworden waren.²³ Bauerkämper spricht in diesem Kontext von einer «Entschuldungs-Mythologie».²⁴ Diese spielte bei der Rehabilitierung der Wehrmacht eine zentrale Rolle und besagte, dass die Soldaten der Wehrmacht nichts weiter getan hatten, als pflichtbewusst Befehle auszuführen und dass sie dabei den Kodizes von «Mut, Ehre, Opferbereitschaft» treu geblieben waren.²⁵ Im Kontext des Kalten Krieges wurden insbesondere die deutschen Kriegsgefangenen der Sowjetunion in erster Linie als Opfer gesehen.²⁶

Berichte von Opfern der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik stiessen in der westdeutschen Öffentlichkeit auf wenig Resonanz. Das zeigte sich zum Beispiel bereits in den späten 1940er-Jahren daran, dass Holocaust-Überlebende für die Publikation ihrer Memoiren kaum Verleger fanden.²⁷ Während Geschichtswissenschaftler seit den

²⁰ Vgl. Bauerkämper, *Das umstrittene Gedächtnis*, S. 295; Assmann, *Der lange Schatten*, S. 101.

²¹ Vgl. Assmann, *Der lange Schatten*, S. 65.

²² Die von den Alliierten im Rahmen der «Umerziehung» veröffentlichten Bilder von Leichenbergen in den Konzentrationslagern führten bei vielen Deutschen nicht, wie beabsichtigt, zur Anerkennung einer kollektiven Schuld, sondern – aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit Bildern von der Front oder aus den zerbombten Städten – zu einem Eindruck der Gleichwertigkeit der eigenen Opfer und der Opfer der Nationalsozialisten. Vgl. Black, *Reburying and Rebuilding*, S. 78.

²³ Vgl. Moeller, *War Stories*, S. 1019 ff. / Bauerkämper, *Das umstrittene Gedächtnis*, S. 298 ff.

²⁴ Bauerkämper, *Das umstrittene Gedächtnis*, S. 300.

²⁵ Ebd.; vgl. Moeller, *War Stories*, S. 1032.

²⁶ Vgl. Moeller, *War Stories*, S. 1031 f. / Moeller konkretisiert diese Sichtweise wie folgt (S. 1044): «[T]he real heroes were survivors of Communist aggression, not survivors of concentration camps.»

²⁷ Vgl. ebd., S. 1032 / Assmann, *Der lange Schatten*, S. 99 f.

1950er-Jahren zehntausende von Zeugnissen deutscher Vertriebener und Kriegsgefangener ausgewertet, wurden für die historische Aufarbeitung des Nationalsozialismus keine Zeugnisse von Opfern der Deutschen berücksichtigt.²⁸ Moeller kommt zum Schluss: «For the most part, victims of Germans remained objects, not subjects, of their own history, a history never told from their perspective.»²⁹ Erst ab den späten 1950er-Jahren begann sich dies allmählich zu ändern. 1958 wurde die Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltung zur Aufklärung nationalsozialistischer Gewaltverbrechen gegründet, wobei die Strafverfolgung als Mittel betrachtet wurde, um «der Erinnerung aufhelfen und das Grauen dokumentieren» zu können.³⁰ Dasselbe Ziel verfolgte der Eichmann-Prozess 1961 in Jerusalem, über den die westdeutschen Medien intensiv berichteten.³¹ Ein wichtiger Impuls hin zu einer differenzierteren Erinnerungskultur ging von der 68er-Generation aus, welche sich mit der nationalsozialistischen Vergangenheit der Eltern kritisch auseinanderzusetzen begann.³² 1969 kam zudem mit Willy Brandt ein Bundeskanzler an die Macht, der die Deutschen öffentlich für die Verbrechen des Nationalsozialismus verantwortlich machte.³³

Dass Politik, Medien, Geschichtswissenschaft und die 68er-Bewegung nach Schuld und Verantwortung für nationalsozialistische Verbrechen vermehrt in breiten Bevölkerungskreisen suchten, statt nur bei einer kleinen Führungselite, wurde nicht von allen begrüßt. Bauerkämper macht deutlich, dass Mitte der 1960er-Jahre eine Mehrheit der Westdeutschen weiterhin einen «Schlussstrich» forderte und eine Verjährungsfrist für nationalsozialistische Verbrechen befürwortete. Erst 1979, nachdem Millionen die amerikanische TV-Serie «Holocaust – The Story of the Family Weiss» verfolgt hatten, sprach sich eine Mehrheit der Bevölkerung gegen eine Verjährung aus.³⁴

1982/1983 rutschte der Bundestag durch eine neue Koalition zwischen der Freien Demokratischen Partei (FDP) und der Christlich Demokratischen Union (CDU) nach rechts und wählte Helmut Kohl zum Bundeskanzler. Unter dieser konservativen Führung erlebten jene Narrative, die deutsches Leid fokussierten, einen neuen Aufschwung. Nachdem Kohl gemeinsam mit US-Präsident Ronald Reagan den Soldatenfriedhof in Bitburg besucht hatte, auf dem auch SS-Soldaten begraben waren,

²⁸ Vgl. Moeller, War Stories, S. 1023 ff. / 1033.

²⁹ Ebd., S. 1033.

³⁰ Wolfrum, Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg, S. 138.

³¹ Vgl. ebd.

³² Vgl. ebd., S. 139 / Assmann, Der lange Schatten, S. 102.

³³ Vgl. Moeller, War Stories, S. 1035 / Wolfrum, Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg, S. 139.

³⁴ Vgl. Bauerkämper, Das umstrittene Gedächtnis, S. 304/313/315.

entbrannte sich eine öffentliche Diskussion unter Historikern um Fragen des Gedenkens, der Erinnerung und letztlich der Identität (der sog. «Historikerstreit»)³⁵ Die konservative Seite war der Meinung, eine «selbstquälerische Schuldbesessenheit» verhindere ein positives Nationalbewusstsein, welches die Deutschen dringend nötig hätten.³⁶ Ausserdem liess sie verlauten, für die Identität der Deutschen sei es zentral, ihre eigenen Opfer und Verluste zu betrauern. Diese Behauptung, so bemerkt Moeller leicht sarkastisch, «took no note of how much mourning of this variety had already taken place».³⁷ Laut Moeller griffen die konservativen Historiker auf jenen gelernten Diskurs zurück (und führten ihn fort), der seit der Selbstviktimisierung der 1950er-Jahre fester Bestandteil des sozialen und kulturellen Gedächtnisses der Westdeutschen geworden war.³⁸

Das beharrliche Fortbestehen dieses Diskurses hatte jedoch, so Bauerkämper, die Entstehung einer selbstreflexiven, kritischen Erinnerungskultur nicht verhindert.³⁹ Seit den 1980er-Jahren hatten, nicht zuletzt aufgrund der schwindenden Lebenszeit und häufig auf Initiative von Kindern oder Enkeln, viele Opfer der nationalsozialistischen Verbrechen ihre Erinnerungen aufzeichnen lassen oder selbst aufgezeichnet.⁴⁰ Dies hatte zur Folge, dass das soziale Gedächtnis der 1990er-Jahre sich doch wesentlich vom «apologetisch gefärbten» der 1950er-Jahre unterscheidet.⁴¹ Dass die Entschuldigungs-Mythologie ausgedient hatte, sollten Initiativen wie die Ausstellung «Verbrechen der Wehrmacht» oder die Entschädigungszahlungen an ehemalige Zwangsarbeiter durch die Regierung und deutsche Unternehmen demonstrieren.⁴² In der Geschichtswissenschaft wandte man sich nun der Täterforschung zu, die auch dazu beitragen sollte, die «Gedächtnisasymmetrie» abzubauen, die durch das Zeugnisablegen der Opfer einerseits und das anhaltende Schweigen der Täter andererseits entstanden war.⁴³

Als sich im Mai 1995 das Ende des Zweiten Weltkriegs zum fünfzigsten Mal jährte, wurde dieses Datum – unter dem Eindruck der Wiedervereinigung von DDR und Bundesrepublik – allerdings nicht nur als Ende (des nationalsozialistischen) sondern auch als Anfang des (kommunistischen) Terrors erinnert. So wurde erneut zugefügtes

³⁵ Vgl. Moeller, War Stories, S. 1040 ff.

³⁶ Zit. nach Wolfrum, Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg, S. 141.

³⁷ Moeller, War Stories, S. 1043.

³⁸ Vgl. ebd., S. 1043 f.

³⁹ Bauerkämper, Das umstrittene Gedächtnis, S. 319.

⁴⁰ Vgl. Assmann, Der lange Schatten, S. 102 f.

⁴¹ Bauerkämper, Das umstrittene Gedächtnis, S. 320.

⁴² Vgl. Ebd., S. 318.

⁴³ Assmann, Der lange Schatten, S. 103 / vgl. Bajohr, Neuere Täterforschung, online.

mit erfahrenem Leid vermischt oder gar relativiert.⁴⁴ Was die öffentlichen Debatten von jenen bis Mitte der 1980er-Jahre klar unterschied, war, dass nun viele Menschen öffentlich gegen ein solch universelles, allen «Opfern von Krieg und Gewaltherrschaft» gewidmetes Gedenken Stellung bezogen.⁴⁵

⁴⁴ Vgl. Moeller, War Stories, S. 1009.

⁴⁵ Vgl. ebd., S. 1044 / Assmann, Der lange Schatten, S. 76.

2. Erbauung des Friedhofs an der Lilienthalstrasse

2.1. Der Architekt Wilhelm Büning

Wilhelm Büning wurde am 4. April 1881 in Borken (Nordrhein-Westfalen) geboren.⁴⁶ Ein Grossteil seiner Verwandtschaft war in der Textilindustrie tätig, so auch sein Vater, der Mitinhaber einer mechanischen Weberei war. Büning studierte von 1901 bis 1906 Architektur an den Technischen Hochschulen München, Charlottenburg und Dresden. Bereits während des Studiums baute er Wohnhäuser für Verwandte und gelangte durch diese Arbeiten zu weiteren Aufträgen. 1908 zog er nach Berlin, wo er als selbstständiger Architekt vor allem grössere Umbauten begleitete.

Während des ersten Weltkriegs wurde er von der deutschen Armee als Baufachmann eingesetzt. In den 1920er-Jahren begann Büning an den Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst Berlin und an der Technischen Hochschule Charlottenburg zu unterrichten. Auch entstanden seine wichtigsten Bauten, insbesondere die «Weisse Stadt» in Berlin-Reinickendorf, die er ab 1929 gemeinsam mit Bruno Ahrends und Otto Rudolf Salvisberg realisierte.⁴⁷ In diesem und weiteren Bauprojekten orientierte sich Büning an Grundsätzen des «Neuen Bauens», das ökonomische und soziale Überlegungen an den Ausgangspunkt der Entwicklung neuer, einfacher sowie funktionaler Bauformen stellte. Aus sozialem Gesichtspunkt interessierte ihn besonders die Tageslichtbeleuchtung.⁴⁸ Ein zentrales Thema war für ihn zudem der Vorrang des Bauhandwerks vor künstlerischer Form und Stil. Scharf kritisierte er in seiner 1928 erschienenen Publikation «Bauanatomie» die zeitgenössische Tendenz, das Bauen als «eine untergeordnete technische Angelegenheit [zu betrachten], gut genug, um den «Entwurf» schlecht und recht in die Wirklichkeit zu übertragen.»⁴⁹

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Jahr 1933 führte Büning seine Unterrichtstätigkeit fort. Wie er zur Ideologie der neuen Machthaber stand, ist unklar. Die Tatsache, dass er deutlich weniger Bauaufträge ausführte als noch in den 1920er-Jahren, könnte auf eine gewisse Distanz zum nationalsozialistischen Regime hindeuten. Dass ihn die NSDAP 1938 zwang, sein Landhaus in Berchtesgaden unter Wert an diese zu verkaufen, weist ebenfalls in diese Richtung. Doch schien sich ab

⁴⁶ Die wissenschaftlich abgesicherten Informationen über Wilhelm Büning, z.B. in kunstwissenschaftlichen Lexika, begrenzen sich auf Studien- und Arbeitsort sowie wenige Bauwerke. Daher stützt sich der folgende Abschnitt auf die Website www.wilhelm-buening.de, auf welcher Richard Büning (ein Enkel des Architekten) anhand des Nachlasses von Wilhelm Büning ausführliche biographische Informationen bereitstellt.

⁴⁷ Die «Weisse Stadt» wurde im Jahr 2008 ins UNESCO-Welterbe aufgenommen.

⁴⁸ Vgl. www.wilhelm-buening.de/Tageslicht.html.

⁴⁹ Büning, Wilhelm (1928): *Bauanatomie*, zit. unter www.wilhelm-buening.de/Bauanatomie.html.

1938 die Auftragsituation für ihn zu verbessern. So sollte er nach dem Friedhof an der Lilienthalstrasse mit der Argentinischen Botschaft in Berlin sowie dem Deutschen Haus und der Deutschen Schule in Mailand zwei grössere Projekte realisieren. Der Krieg und die Niederlage Deutschlands verhinderten diese Vorhaben jedoch.

Ein halbes Jahr vor Kriegsende veröffentlichte Büning eine Forschungsarbeit, in der er die Wiederverwertung des Ziegelschutts als Ziegelsplitt beschrieb, um auf diese Weise die kriegsversehrten Städte schnell wieder aufbauen zu können.⁵⁰ Direkt nach dem Krieg engagierte er sich massgeblich für den Wiederaufbau der Architekturabteilung an der Hochschule für Bildende Künste Berlin. Auch widmete er sich erneut seinem Forschungsschwerpunkt der Tageslichtbeleuchtung und zeichnete sich für die Ausarbeitung der entsprechenden DIN-Norm im Jahr 1957 verantwortlich. Büning verstarb am 2. August 1958 im Alter von 77 Jahren.

2.2. Verlauf der Planungs- und Bauarbeiten

Der Friedhof an der Lilienthalstrasse war der erste (und vermutlich einzige) Friedhof in Berlin, der explizit für die Ehrung der verstorbenen «Helden» der nationalsozialistischen Wehrmacht erbaut wurde.⁵¹ In einem Schreiben vom 24. November 1937 bestätigte das Heeresbauamt III dem Architekten Büning, dass ihm der Auftrag zur Planung der Gebäude des neuen «Heeresfriedhofs» erteilt werden würde. Ein Vertrag werde abgeschlossen, sobald «der endgültig geprüfte Vor- zugleich Bauentwurf [sic] mit der [...] Bausumme» vorliege.⁵² Dies dauerte offenbar eine Weile, denn der Vertrag wurde erst am 3. Oktober 1938 unterzeichnet. Er definierte Aufgaben und Zuständigkeiten von Architekt und Bauherrn sowie das Honorar Bünings und die Zahlungsmodalitäten. Mit Bleistift unterstrich Büning jene Stellen, die einen allfälligen Eingriff des Bauherrn regelten. Beispielsweise, dass die «dem Architekten übertragenen Leistungen [...] ein einheitliches geistiges Werk» darstellten und diese daher nicht in Teilen an Dritte übertragen werden dürften. Oder auch, dass in der Entwurfs- und Ausführungsphase «Änderungswünschen des Bauherrn» nachgekommen werden müsse und dass dieser «nach Fertigstellung der Anlage über das gesamte Bauwerk frei verfügen» dürfe. Aus den Hervorhebungen kann man schliessen, dass Büning Wert auf seine künstlerische Autonomie legte. Der Vertrag schrieb jedoch «eine bewährte, ortsübliche, dem besonderen Zweck dienende Bauart nach den anerkannten Regeln der Baukunst» vor,

⁵⁰ Büning, Wilhelm (1948): Die Neue Bauanatomie, zit. unter <http://www.wilhelm-buening.de/NeueBauanatomie.html>.

⁵¹ Vgl. Beck, Die beerdigte Nation, S. 113.

⁵² Büning, Richard. Privatarchiv, i.

womit eine die nationalsozialistische Ideologie repräsentierende Bauweise vorgegeben war.⁵³

Wann genau mit dem Bau der Gebäude begonnen wurde, ist nicht bekannt. Auch gibt es keine Angaben, ob auf dieser – wie auf vielen anderen Baustellen in Berlin – Zwangsarbeiter zum Einsatz kamen.⁵⁴ Die Arbeiten an der Friedhofsanlage waren schon seit Frühling 1938 im Gange, dies berichteten die Berliner Zeitungen Ende 1939 anlässlich des Abschlusses der Erdarbeiten. Nach Kriegsausbruch im September 1939 sollte möglichst schnell ein «Ehrenhain» für die gefallenen Wehrmachtsangehörigen angelegt werden. Die erste Beisetzung sowie die offizielle Einweihung des Friedhofs erfolgten jedoch erst im Mai 1940. Da bereits im Juni die Rückführung von Gefallenen verboten wurde, wurden nur etwa 35 Männer im «Ehrenhain» bestattet.⁵⁵

Im November 1940 berichtete das Neuköllner Tageblatt über den Stand der Bauarbeiten auf dem Friedhof an der Lilienthalstrasse. Die Kapelle mit den beiden Seitenhallen (sog. «Ehrenhallen») stand bereits (siehe Abb. 1), musste aber im Innern noch fertiggestellt werden. Das Eingangsgebäude sowie der Aufmarschplatz befanden sich im Bau. Noch fehlten die Grufthallen, die an die «Ehrenhallen» angebaut werden sollten, sowie die Freitreppe, die vom Aufmarschplatz zur Kapelle hochführen sollte.⁵⁶



Abbildung 1: Blick vom Eingang auf den Aufmarschplatz, an dessen Ende statt der geplanten Freitreppe eine Stützmauer errichtet wurde, von der seitlich kleine Treppen zur Kapelle und den beiden Seitenhallen hochführten. Das Bild wurde vermutlich von Wilhelm Büning nach Einstellung der Bauarbeiten aufgenommen.

⁵³ Büning, Richard. Privataarchiv, ii.

⁵⁴ Vgl. Fuhrmeister, Beton, Klinker, Granit, S. 270.

⁵⁵ Vgl. Beck, Die beerdigte Nation, S. 113 ff.

⁵⁶ Vgl. Neuköllner Tageblatt, 24. November 1940, S. 13, zit. in Beck, Die beerdigte Nation, S. 116 ff.

Die Bauarbeiten wurden im Verlauf des Krieges unterbrochen. Am 16. Mai 1944 schrieb Büning an das Heeresbauamt III, dass er davon ausgehe, dass der Vertrag «nach Einstellung der Arbeiten im Mai 1944» ruhe.⁵⁷ Da noch über die Hälfte seines Honorars ausstehend war, legte Büning eine Rechnung bei, die er auf der Basis eines früheren Schreibens vom 4. Juni 1941 erstellt habe. Beide Dokumente sind nicht mehr vorhanden. Da Büning laut Vertrag sein Honorar in «Teilzahlungen, die dem jeweiligen Stand der Teilleistungen des Architekten entsprechen» erhalten sollte, dürfte das Heeresbauamt mit seinen Zahlungen im Rückstand gewesen sein.⁵⁸ Denn die Bauarbeiten waren, gemäss dem erwähnten Bericht des Neuköllner Tagblatts, schon im November 1940 relativ weit fortgeschritten gewesen. Wären die Arbeiten tatsächlich bis im Mai 1944 weitergeführt worden – wie Büning vermutlich aus Kulanzgründen behauptete –, so hätte das Projekt abgeschlossen werden können. Doch es reichte gerade noch, um Eingangsgebäude und Kapelle fertigzustellen. Die geplante Freitreppe und die Grufthallen wurden nicht mehr gebaut. Daher würde Juni 1941 – als Büning das Heeresbauamt offenbar über die noch ausstehenden Honorarleistungen informiert hatte – als Zeitpunkt des Unterbruchs der Bautätigkeit gut passen. Spätestens im Februar 1942, als der Generalbauinspektor Albert Speer Anweisungen gab, alle nichtkriegswichtigen Bauvorhaben einzustellen, dürften die Arbeiten auf dem Friedhof an der Lilienthalstrasse unterbrochen worden sein.⁵⁹ Infolge der Fliegerangriffe ab November 1943 auf Berlin wurden tausende zivile Opfer wie auch Wehrmattsangehörige auf dem Friedhof beigesetzt.⁶⁰ Nach Kriegsende wurden weitere Kriegstote aus kleineren Friedhöfen sowie sogenannten «Notgräbern» an diesen Standort umgebettet.⁶¹

2.3. Ein sogenannter Nazibau

Die Kapelle auf dem Friedhof an der Lilienthalstrasse bezeichnete Klaus Konrad Weber 1981 als «sogenannte[n] Nazibau».⁶² Genau wie die offiziellen Bauten jener Zeit zeuge sie vom Bestreben nationalsozialistischer Architekten, den frühromantischen Stil wieder aufleben zu lassen. Als prominentesten Vertreter der Frühromantik nannte Weber

⁵⁷ Büning, Richard. Privatarchiv, iii.

⁵⁸ Büning, Richard. Privatarchiv, ii.

⁵⁹ Vgl. Fuhrmeister, Beton, Klinker, Granit, S. 265.

⁶⁰ Auskunft per E-Mail von Rima Gutte, Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin, 26.09.2014.

⁶¹ Eindrücklich schildert Monica A. Black in ihrem Artikel «Reburying and Rebuilding» die Bestattungssituation vor und nach Kriegsende in Berlin: «[T]housands of Berliners came to be buried <irregularly> – in parks, squares, forests, and gardens – in what were referred to, in the contemporary vernacular, as *Notgräber*», S. 69.

⁶² Weber, Friedhofskapellen, S. 64.

Friedrich Gilly (1771-1800), dessen Werk sich an der antiken Baukunst orientierte. Der tempelhafte Bau der Friedhofsgebäude und die Säulenordnungen, die Assoziationen an die römische und griechische Antike wecken (siehe Abb. 1 und 2), sind typisch für den in Repräsentationsbauten des «Dritten Reichs» verbreiteten Neoklassizismus. Und doch lasse sich das spezifisch Nationalsozialistische an einer Architektur nicht am «verwendete[n] Formenkanon» festmachen, so Dieter Münk.⁶³ Tatsächlich waren monumentale Bauten, die sich klassizistischer Formen bedienten, auch in anderen europäischen Ländern en vogue. Nicht der Stil also, sondern die Funktion machte laut Münk die Architektur zu einer nationalsozialistischen Architektur. Unter Adolf Hitler erbaute Gebäude sollten sowohl der Dokumentation kultureller und politischer Überlegenheit wie auch der Manipulation und sozialen Kontrolle dienen. Münk spricht von einer «doppelte[n] Instrumentalisierung.»⁶⁴



Abbildung 2: Das Eingangsgebäude – hier von der Innenseite fotografiert – bestand aus Haupteingang (mitte), Seitenhallen, sowie Verwaltungsgebäude (rechts) und Dienstwohnung für den Friedhofsaufseher (im Anschluss an die linke Seitenhalle, nicht sichtbar).

Im Zusammenhang mit der Demonstration von Überlegenheit war der Begriff der Wucht zentral. Er bezog sich auf die Wirkung des Materials.⁶⁵ Naturstein, wie er für die Friedhofsgebäude an der Lilienthalstrasse in Form von hellem Tuffstein und dunkler

⁶³ Münk, Die Organisation des Raumes, S. 147.

⁶⁴ Ebd.

⁶⁵ Vgl. Fuhrmeister, Beton, Klinker, Granit, S. 260-261.

Basaltlava verwendet wurde, sollte über die Grenzen der Vergänglichkeit hinweg eine Gemeinschaft zwischen germanischen Vorfahren, Zeitgenossen und deren Nachkommenschaft herstellen. So war in der Zeitschrift «Die Gartenkunst» 1940 zu lesen, dass «im Laufe [seiner] Aufwärtsentwicklung [...] der Germane immer wieder [erkannt habe], dass [...] nichts in seiner Umwelt dem Ausdruck seiner Weltanschauung näher kam, als der ihm von der Natur gespendete Stein, mit dem er von Anbeginn stets verbunden war.»⁶⁶ Das Handwerk des Steinmetzes wurde ideologisch überhöht: «[J]eder Hammerschlag, den er tut, [wird] auch ein Stück dessen bedeuten [...], was deutscher Geist als Ganzes schafft,» war 1936 der Zeitschrift «Steinindustrie und Strassenbau» zu entnehmen.⁶⁷ Es verstand sich von selbst, dass solches Handwerk nur von «blutmässig im Deutschtum verwurzelt[en]» Männern mit deutschem Gestein ausgeführt werden konnte.⁶⁸ In Missachtung der eigenen Propaganda kaufte das «Dritte Reich» jedoch grosse Mengen Naturstein aus dem Ausland ein und plünderte zudem die Natursteinquellen der besetzten und eroberten Länder.⁶⁹ Auch die in den Steinbrüchen beschäftigten Häftlinge der Konzentrationslager erfüllten nicht das propagierte Ideal. Fuhrmeister hebt in diesem Zusammenhang die Symbiose zwischen Architektur und Vernichtungsapparat hervor. Die wenigsten Häftlinge überlebten die unmenschlichen Arbeitsbedingungen in den Steinbrüchen. «[D]iese im Material enthaltene *Vernichtung durch Arbeit*» müsse bei jeder Analyse von Gebäuden jener Zeit mitgedacht werden.⁷⁰

Die Provenienz des für die Friedhofsgebäude der Lilienthalstrasse verwendeten Natursteins ist nicht bekannt. Wurden die Basaltlava und der Tuffstein, die zu Ehren der gefallenen «Helden» der deutschen Wehrmacht verwendet werden sollten, von Menschen abgebaut, die selbst namenlos in Krematorien oder Massengräbern endeten?

2.4. Formierung der Lebenden und Toten

Betrachtet man einen Plan des Friedhofs an der Lilienthalstrasse, so fällt der streng axiale Aufbau des Gebäudekomplexes ins Auge (siehe Abb. 3). Teilt man den Raum

⁶⁶ Rimann, Carl (1940): Warum gehört der Kunststein nicht auf den Friedhof? In: Die Gartenkunst, Jg. 53, S. 130-131, zit. nach: Fuhrmeister, Beton, Klinker, Granit, S. 96.

⁶⁷ Steinindustrie und Strassenbau (1936), Jg. 31, H. 20, S. 357, zit. nach: Fuhrmeister, Beton, Klinker, Granit, S. 268.

⁶⁸ Amt für Berufserziehung und Betriebsführung der Deutschen Arbeitsfront (Hg.) (1937): Ein Berufsbild des Steinmetzen und Steinbildhauers. Berlin: Verlag der DAF, zit. nach Fuhrmeister, Beton, Klinker, Granit, S. 268.

⁶⁹ Vgl. Fuhrmeister, Beton, Klinker, Granit, S. 264 ff.

⁷⁰ Vgl. Fuhrmeister, Beton, Klinker, Granit, S. 270 ff.

entlang der mittleren, vom Haupteingang zur Kapelle führenden Achse, erhält man zwei weitgehend identische Hälften. Laut Christoph Raichle fand sich eine solche Mittelachse, «in fast allen Anlagen der [nationalsozialistischen] Aktivarchitektur» wieder.⁷¹ Die Achse mündete am Ende des Aufmarschplatzes in einer erhöhten Stelle, «dem architektonischen Ort des «Führers»».⁷² Folgerichtig hatte auch Büning den Aufmarschplatz auf die erhöht gelegene Kapelle ausgerichtet, die mit dem imposanten Säuleneingang eine geeignete Kulisse für den Auftritt staatlicher Repräsentanten an Trauerfeiern bot. Hier zeigt sich bereits die Intention des Architekten, mittels der Gestaltung des Raumes die Menschen zu organisieren.

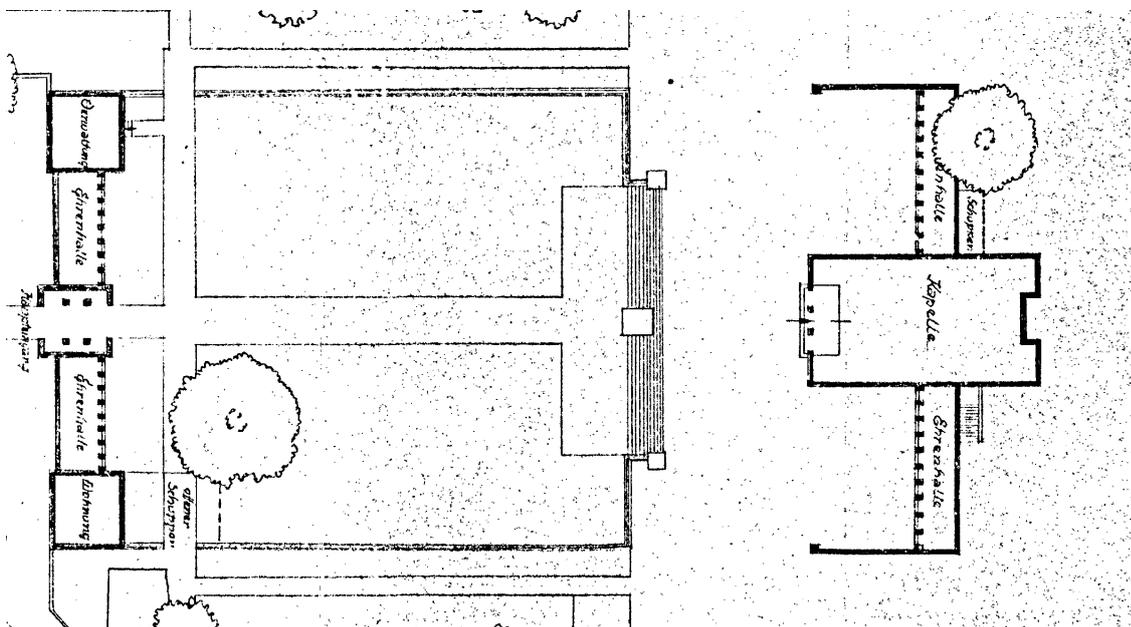


Abbildung 3: Dieser Ausschnitt aus einem Lageplan von 1951 offenbart die streng spiegelsymmetrische Gestaltung des Gebäudekomplexes auf dem Friedhof Lilienthalstrasse. Der Plan zeigt auch die Freitreppe mit Katafalk, die infolge des Kriegs nicht mehr erbaut worden war.⁷³

Die Raumgestaltung im Nationalsozialismus zeugte sowohl vom Willen des Regimes «zur sozialen Kontrolle und Unterwerfung» als auch «zur sozialen Integration» der Bevölkerung.⁷⁴ Anders formuliert: Das Regime beabsichtigte, den Einzelnen durch Demonstration von Macht einzuschüchtern und ihm zugleich zu ermöglichen, sich als Teil der «Volksgemeinschaft» zu erfahren. Erreicht werden sollte dies mittels «Formierung der Masse durch einen adäquaten architektonischen Rahmen,» wobei als

⁷¹ Raichle, Symbolische Macht, S. 26.

⁷² Ebd., S. 27; siehe auch Münk, Die Organisation des Raumes, S. 130-131.

⁷³ Warum der von der Baugruppe des Landesfinanzamts erstellte Lageplan eine Treppe zeigte, die nicht existierte, ist ein Rätsel. Eventuell wurde er auf der Grundlage früherer Baupläne erstellt.

⁷⁴ Münk, Die Organisation des Raumes, S. 333.

adäquat meist «gewaltig, beherrschend, wuchtig, machtvoll, monumental» galt.⁷⁵ Der Zweck der Formierung der Menschenmassen war auch für die Ausgestaltung der Anlage an der Lilienthalstrasse ausschlaggebend. Ein erneuter Blick auf den Plan verdeutlicht, dass das Eingangsgebäude und die Kapelle mit ihren Seitenhallen einen Rahmen für die dazwischen liegende Fläche bildeten. Diese Fläche sollte für grosse Trauerfeiern im Freien dienen und Platz für den «Aufmarsch grösserer Ehrenformationen» bieten.⁷⁶

Gemäss Münk sollten die nationalsozialistischen Aufmärsche einen «in Bildform gegossene[n] Beleg für klassenlose Volksgemeinschaft» darstellen.⁷⁷ Gleiches gilt für die Grabanlagen jener Zeit. So war in einem in München erschienenen Jahrbuch von 1938 zu lesen, Grabstätten müssten «ein deutliches Bild des Gemeinschaftsgeistes» vermitteln.⁷⁸ Ein entsprechendes Bild skizzierte auch das Neuköllner Tageblatt in seiner Beschreibung des «Ehrenhains» auf dem Friedhof an der Lilienthalstrasse:

*Hier ruhen die bereits bestatteten Kämpfer ohne Unterschied des militärischen Ranges unter den Reihen schlichter Hügel, der Oberst neben dem Gefreiten, der Hauptmann neben seinem Schützen, so wie der Ruf zur grossen Armee sie erreichte. Diese Gräber erhalten alle völlig gleiche Kreuze und werden nach einheitlichem Gesichtspunkt gepflegt.*⁷⁹

Die hohen, hellen Grabsteine, auf denen riesige Eiserne Kreuze angebracht wurden, in deren Mitte das Hakenkreuz prangte, wecken Assoziationen an Bilder von Fahnenaufmärschen im «Dritten Reich».⁸⁰ Wie die Lebenden auf den Aufmarschplätzen wurden hier die Toten aufgereiht und ihrer Individualität weitgehend entbunden.

⁷⁵ Ebd., S. 126-127.

⁷⁶ Neuköllner Tageblatt, 24. November 1940, S. 13, zit. in Beck, Die beerdigte Nation, S. 116 ff.

⁷⁷ Münk, Die Organisation des Raumes, S. 126.

⁷⁸ Kretschmer, Fritz (1938): Wege zur deutschen Ahnenstätte. In: Tannenbergs-Jahrbuch 1938, S. 23-32, zit. nach: Fuhrmeister, Beton, Klinker, Granit, S. 89.

⁷⁹ Neuköllner Tageblatt, 24. November 1940, S. 13, zit. in Beck, Die beerdigte Nation, S. 116 ff.

⁸⁰ Vgl. Beck, Die beerdigte Nation, S. 120.

3. Erinnerungskultur auf dem Friedhof Lilienthalstrasse

3.1. Ein Denkmal für den Nationalsozialismus?

Die repräsentativen Bauten, die Hitler in Auftrag gab, hatte er als Denkmäler erbauen lassen. Ihm schwebte vor, dass sie – wie ihre antiken Vorbilder – noch Jahrtausende später von der Grösse des «Dritten Reichs» Zeugnis ablegen würden.⁸¹ Hitler glaubte, dass die Architektur Menschen in ihrem Verhalten beeinflussen und Weltanschauung vermitteln konnte.⁸² Wirkte also nach dem Ende des Nationalsozialismus dessen «steingewordene» Ideologie im Friedhof an der Lilienthalstrasse weiter? Hatte Büning dort dem Nationalsozialismus ein Denkmal erbaut? Münk relativiert: Eine Manipulation durch Architektur könne «nur im Rahmen eines klar umrissenen kulturellen Kontextes und vor dem Hintergrund eines eindeutig definierten gesellschaftlichen Wertesystems funktionieren.»⁸³ «Sinnstrukturen» seien einer Architektur nicht eingeschrieben, sie würden vermittelt. Verändere sich also ein gesellschaftlicher Kontext, so werde auch die Architektur mit neuem Sinn aufgeladen.⁸⁴

Es erstaunt nicht, dass nach dem Krieg schnell vergessen wurde, dass der Friedhof an der Lilienthalstrasse für die nationalsozialistische Heldenehrung erbaut worden war. Wie bereits festgestellt, war in der Nachkriegszeit der Wunsch nach einem «Schlussstrich» vorherrschend. Nahtlos entstand nun aus dem «Heldenbestattungsplatz» ein Gedenkort für deutsche Kriegsoffer.

3.2. Erstellung einer Kriegsgräberstätte

In der jungen Bundesrepublik wurde das Gefallenengedenken nicht-staatlichen Akteuren überlassen, allen voran dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (VDK).⁸⁵ Vertreter des VDK sahen 1950 den Friedhof an der Lilienthalstrasse als eine von vier «Schwerpunktanlagen mit Kriegsgräbern» vor.⁸⁶ Abgesehen von einem Umbettungsplan aus dem Jahr 1952 liegen keine Quellen über die Arbeiten des VDK an der Friedhofsanlage vor.⁸⁷ Insbesondere ist unbekannt, wann die Kriegsgräber mit den Keramiksteinen ausgestattet wurden und welche Überlegungen dieser Grabgestaltung zugrunde lagen (vgl. Abb. 4).

⁸¹ Vgl. Münk, Die Organisation des Raumes, S. 58 / 330.

⁸² Vgl. Münk, Die Organisation des Raumes, S. 145ff.

⁸³ Münk, Die Organisation des Raumes, S. 460.

⁸⁴ Vgl. ebd., S. 145 / S. 450 f.

⁸⁵ Vgl. Kaiser, Von Helden und Opfern, S. 13.

⁸⁶ Unbek. Quelle zit. in Wernicke, Der Berliner Landesverband, S. 22.

⁸⁷ Vgl. Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Geschäftsarchiv, i. Bei der mir vorliegenden Schwarzweisskopie des Umbettungsplans handelt es sich um keine sehr aussagekräftige Quelle, da die eingefärbten Ein- und Ausbettungsflächen nicht erkannt werden können.



Abbildung 4: Die Gräberfelder sollen die Erinnerung an die schrecklichen Folgen von Krieg wach halten.

In die Kissensteine wurden Vor- und Nachname, Geburts- und Todesdatum sowie die Jahreszahlen des Zweiten Weltkriegs eingeprägt. Augenfällig sind die zahlreichen leeren Stellen: Namen und Geburtsdaten waren unbekannt, manchmal auch der Todeszeitpunkt. Peter Fritzsche stellte diese Gräber jenen des Ersten Weltkriegs gegenüber:

The dead of World War I are a known, named, and recognized cohort whose early death was memorialized by municipal authorities in a systematic way, while the dead of World War II comprise a heterogenous, sometimes nameless group that conjures up not sacrifices in the name of the nation but rather the vast losses of total war.⁸⁸

Bereits 1979 hatte George L. Mosse diesen Unterschied ebenfalls festgestellt: Im Gegensatz zu den Kriegsgräbern des Ersten Weltkriegs, seien jene des Zweiten Weltkriegs nicht zur Pflege eines Gefallenenkults errichtet worden – und dies bei fast gleichbleibender Ästhetik der Grabanlagen. Auf Soldatenfriedhöfen des Ersten Weltkriegs sollten Reihen schlichter, homogen gestalteter Grabmale das Sterben für die Kameradschaft und das Vaterland symbolisieren. Das Verwenden von natürlichen, handwerklich bearbeiteten Materialien unterstrich die patriotische Botschaft.⁸⁹ In den einfachen, einheitlichen und in einer Karlsruher Traditions-Manufaktur handgeprägten Keramik-Kissensteinen auf dem Friedhof an der Lilienthalstrasse scheinen diese gestalterischen Grundsätze fortzubestehen.⁹⁰ Anders als nach dem Ersten Weltkrieg wurden jedoch die Soldatengräber in ihrer Gestaltung (z.B. durch das Anbringen von

⁸⁸ Fritzsche, A Cemetery in Berlin, S. 299.

⁸⁹ Vgl. Mosse, National Cemeteries and National Revival, S. 15 f.

⁹⁰ Die Kissensteine werden seit über 30 Jahren durch die Staatliche Majolika Manufaktur Karlsruhe GmbH hergestellt. Auskunft per E-Mail von Sibylle Müller, 01.10.2014.

Zäunen oder Mauern) nicht von den zivilen Gräbern abgehoben.⁹¹ Die Gräber der zivilen Kriegsoffer und der gefallenen Soldaten wurden zwar in separaten Flächen angelegt, aber mit identischen Kissensteinen versehen. Es wurden auch keine Dienstgrade auf den Grabzeichen vermerkt.

Diese uniformen Gräberreihen sollten nicht länger das ehrenhafte Sterben von Soldaten für die Nation zelebrieren, sondern «Schrecken und Ausmass eines Krieges» aufzeigen und Friedhofsbesuchende «ins Grübeln kommen» lassen – so lautet jedenfalls die zeitgenössische Interpretation.⁹² Die Schrecken des Krieges in der Stadt Berlin schildert Monica A. Black in ihrem Artikel «Reburying and Rebuilding» eindrücklich: Von Bomben zerfetzte Menschen, deren Überreste von Angehörigen in Papier oder Stoff gewickelt in Schubkarren durch Trümmerberge hindurch zur Grabstelle manövriert wurden.

Unbekannte Tote, die in den Strassen liegenblieben, hastig in Parks oder Gärten vergraben oder auf Friedhöfen zu viert oder fünft pro Sarg bestattet wurden.⁹³ Ob die wohlgeordneten Kissensteine dieses unermessliche Chaos des Krieges nicht ebenso verbergen wie sie es aufzeigen sollen?

Unsichtbar bleibt auf dieser Kriegsgräberstätte auch die Tatsache, dass nicht alle hier Begrabenen unterschiedslos und ausschliesslich Opfer waren. Das «Gesetz über die Erhaltung der Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft» schreibt unter anderem vor, die Gräber der «in der Zeit vom 26. August 1939 bis 31. März 1952» verstorbenen Wehrmachtsangehörigen zu erhalten.⁹⁴ Dazu zählen auch die im Jahr 1940 im «Ehrenhain» des Friedhofs an der Lilienthalstrasse bestatteten 35 «Helden».⁹⁵ Sowohl von den Nationalsozialisten als Helden verehrte, wie auch von ihnen vernichtete Menschen fallen in die Kategorie «Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft». Der Begriff perpetuiert auf diese Weise die in der Nachkriegszeit gepflegte «Entschuldungs-Mythologie» (vgl. Kap. 1.3.) und wurde aus diesem Grund von verschiedener Seite scharf kritisiert.⁹⁶

⁹¹ Vgl. Mosse, *National Cemeteries and National Revival*, S. 7.

⁹² Knoop, *St. Sebastian-Friedhof*, S. 94.

⁹³ Vgl. Black, *Reburying and Rebuilding*, S. 71 ff.

⁹⁴ Gesetz über die Erhaltung der Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft (2005), §1 Abs. 2.

⁹⁵ Auskunft per E-Mail von Gute, Rima (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung), 26.09.2014.

⁹⁶ So schreibt z.B. Aleida Assmann zur Kategorie «Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft»: «In diesem grenzenlosen Gedenken einer universalen Viktimisierung wird mit der Differenz von Opfern und Tätern auch die Erinnerung aufgehoben. Was bleibt, ist ein allgemeines katastrophisches Schicksal, das alle teilen, und ein vages Pathos, das [Jede und Jeder] nach eigenem Bedarf füllen kann.» (Assmann, *Der lange Schatten*, S. 76)

3.2. Das Ehrenmal

Im Jahr 1966 wurde zwischen Aufmarschplatz und Kapelle ein sogenanntes Ehrenmal errichtet, das der VDK-Architekt Gerd Offenberg entworfen hatte.⁹⁷ Es handelte sich um einen knapp 3 Meter hohen und 5,5 Meter breiten Kubus, der einzig dafür konzipiert worden war, in seinem kryptaähnlichen Innenraum den 1948 verschollenen und 1960 wiedergefundenen Silberkranz des Künstlers Ludwig Gies auszustellen.⁹⁸ Vermutlich wurden gleichzeitig auch die Freitreppe und der kleine Kopfsteinplatz vor dem Ehrenmal erbaut. Allerdings liegen keine Quellen vor, die dies belegen.⁹⁹

Der Silberkranz, der bis 2004 Mittelpunkt des Ehrenmals auf dem Friedhof an der Lilienthalstrasse war, wurde 1931 in der von der Weimarer Regierung veranlassten «Gedächtnisstätte für die Gefallenen des Weltkriegs» in der Neuen Wache installiert. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde die Neue Wache zentraler Schauplatz des jährlichen «Heldengedenktags»: begleitet von einer gewaltigen militärischen Inszenierung legte Hitler dem Silberkranz seinen «Kranz des Führers» zu Füßen (siehe Abb. 5).¹⁰⁰ Dass Hitler die Gedächtnisstätte nahtlos für seine Zwecke nutzen konnte, lag nicht zuletzt an der Symbolik des aus silbernen Eichenblättern bestehenden Kranzes. In der Antike, die den Nationalsozialisten ja auch in der Architektur als Massstab diente, war der immergrüne Kranz «Sinnbild des Sieges und Ruhmes und der Unsterblichkeit.»¹⁰¹ Die Eiche war «seit dem 18. Jahrhundert [ein] heldisch-deutsches Symbol,» das die germanische Stärke und Standhaftigkeit versinnbildlichen sollte.¹⁰² Im Staatswappen des «Dritten Reichs» prangte das Hakenkreuz nicht zufällig inmitten eines Eichenlaubkranzes.¹⁰³

⁹⁷ Vgl. Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Geschäftsarchiv, iv.

⁹⁸ Vgl. Endlich, Gedenkstätten, S. 42 f.

⁹⁹ Die Vermutung, die Freitreppe sei 1966 errichtet worden, basiert auf folgender Überlegung: An der Stelle, wo das «Ehrenmal» errichtet wurde, stand zuvor der «Den Toten im Osten» gewidmete Gedenkstein (vgl. Endlich, Gedenkstätten, S. 43). Der Gedenkstein war folglich entweder mitten in der Treppe platziert gewesen, oder vor der Stützmauer. Letzteres erscheint plausibler.

¹⁰⁰ Vgl. Endlich, Gedenkstätten, S. 38, 42. / Kaiser, Von Helden und Opfern, S. 188 ff., 385 (Fussnote).

¹⁰¹ Alings, Monument und Nation, S. 526.

¹⁰² Ebd., S. 525.

¹⁰³ Zu Ehren des Führers wurden in deutschen Städten und Dörfern tausende von «Hitler-Eichen» gepflanzt. Vgl. www.rothenburg-unterm-hakenkreuz.de > Die Eiche – Symbol für Treue, Standfestigkeit, nationale Einheit und die «neue Zeit».



Abbildung 5: Der Silberkranz von Ludwig Gies (links im Bildrand) im Zentrum des nationalsozialistischen Heldengedenktags im März 1940.

Auf dem für die Verehrung nationalsozialistischer «Helden» erbauten Friedhof an der Lilienthalstrasse wurde also 1966 ein Artefakt installiert, das im Zentrum des Heldengedenkens des «Dritten Reichs» gestanden hatte. Freilich klammerte der Volksbund diese Hintergründe aus.¹⁰⁴ Stattdessen hob man hervor, dass Gies 1937 vom Lehramt entlassen und aus der Berliner Akademie der Künste ausgeschlossen worden war.¹⁰⁵

Als im Jahr 2004 der Silberkranz (offenbar nicht ganz freiwillig) an das Deutsche Historische Museum übergegangen war, griff der Volksbund mit dem Kommunisten Fritz Cremer erneut auf einen Künstler zurück, der jeglichen Verdachts einer konservativ-nationalistischen Gesinnung erhaben war.¹⁰⁶ Dessen Plastik «Die Sorgende Frau» nahm 2007 den leeren Platz im Ehrenmal des Friedhofs an der Lilienthalstrasse ein (siehe Abb. 6).

¹⁰⁴ Im Bericht über die Einweihung des Ehrenmals wurden die Jahre des Nationalsozialismus einfach übergangen: «[Im neuen Ehrenmal liegt nun der Silberkranz,] der früher Mittelpunkt des Ehrenmals in der «Neuen Wache» Unter den Linden war. In den Kämpfen um Berlin im Frühjahr 1945 wurde der Kranz zerstört». Lutzau, Berlin hat wieder ein Ehrenmal, S. 157.

¹⁰⁵ Vgl. Endlich, Gedenkstätten, S. 42.

¹⁰⁶ Vgl. Kaiser, Von Helden und Opfern, S. 385 (Fussnote).



Abbildung 6: Fritz Cremers Plastik «Die Sorgende Frau» im Ehrenmal des Friedhofs an der Lilienthalstrasse.

Das Bild der trauernden Frau ist unumgänglich mit der christlichen Ikone der «Pietà» verknüpft, der Darstellung der über dem Leichnam Jesus trauernden Maria. Nach 1918 wurde das Motiv der «Pietà» in zahlreichen Kriegerdenkmälern aufgegriffen. Hier sollte sie ganz allgemein Verlust und Niederlage verkörpern, während das tatsächliche Leiden der Mütter der Gefallenen in der Öffentlichkeit marginalisiert wurde. Gerade auch der VDK hatte sich bis 1933 nie mit der Trauer der Mütter befasst. In der Tat waren es die Nationalsozialisten, die der öffentlichen Anerkennung der erbrachten Opfer der Soldatenmütter eine Lanze brachen. Dem Leiden der Mütter wurde nachträglich Sinn und Ehre zugeschrieben, denn – so lautete die Propaganda – ihr Verlust hatte den Aufstieg des «Dritten Reiches» ermöglicht.¹⁰⁷

Obwohl die öffentliche Aufmerksamkeit für Soldatenmütter nach 1945 weiterbestanden haben dürfte, war eine solch sinnhafte Deutung des mütterlichen Leidens nicht mehr angebracht. So richtete Cremers 1948 geschaffene «Sorgende Frau» ihren Blick – im Unterschied auch zur christlichen «Pietà» – weder auf den (verschwundenen) Leichnam des Sohnes noch in den Himmel, sondern blieb ganz in sich versunken. Doch analog zur 1993 in der Neuen Wache aufgestellten «Pietà» von Käthe Kollwitz, muss auch hier in Frage gestellt werden, ob das Motiv den beabsichtigten Zweck erfüllt. Kann die «Sorgende Frau» «alle Frauen und Mütter der Erde, die unter Krieg und Gewaltherrschaft gelitten haben» repräsentieren, wie die Informationstafel am Eingang

¹⁰⁷ Vgl. Fehleemann, «Stille Trauer», S. 336 ff.

zum Ehrenmal erklärt?¹⁰⁸ Koselleck hätte diese Frage sicherlich verneint. Er bezeichnete die Verwendung der «Pietà» im Kriegsgedenken nach 1945 als «doppelte Peinlichkeit.»¹⁰⁹ Einerseits könne das Bild einer überlebenden Mutter wohl kaum für die unzähligen Frauen stehen, die bei Bombenangriffen und auf der Flucht ums Leben gekommen seien. Andererseits wohne der um ihren Sohn trauernden Maria, «die alte Anklage des sogenannten Gottesmordes durch die Juden [...] unausweichlich» inne.¹¹⁰ Das Motiv erscheint aus dieser Perspektive ungeeignet, um auch jüdischen Frauen und Müttern zu gedenken.

Geeignet sei die «Pietà», so Alexandra Kaiser, vielmehr als «Symbol für deutsches Leid».¹¹¹ Würden der Figur zum Volkstrauertag dann noch Kränze zu Füßen gelegt, so sei dies ein «performative[r] Vollzug einer nationalen Selbstbemitleidung und einer symbolischen Hofierung der deutschen Opferrolle».¹¹²

3.3. Gedenksteine für die deutschen Opfer

Im Abstand von über 40 Jahren stiftete der VDK zwei Gedenksteine für den Friedhof an der Lilienthalstrasse. Die beiden Steine stehen etwa in der Mitte zwischen dem Eingangsgebäude und dem Kopfsteinplatz vor dem Ehrenmal, zur linken und rechten Seite des Weges. Der ältere, den «Toten im Osten» gewidmete Gedenkstein hatte sich bis 1966 an jener Stelle befunden, wo das Ehrenmal errichtet wurde. Vermutlich war er 1957 aufgestellt worden.¹¹³ Er sollte an jene Toten erinnern, die jenseits des Eisernen Vorhangs für die deutsche Kriegsgräberfürsorge unerreichbar blieben.¹¹⁴ In einem Rundschreiben vom 23. Juni 1956 hatte das VDK-Präsidium die Landesverbände aufgefordert, auf den Soldatenfriedhöfen Gedenktafeln für die Toten im Osten anzubringen. Das Schreiben enthielt auch Textvorschläge, die die Schrecken des anonymen Todes in der Fremde schilderten: Diese Toten hätten «keine Gräber», «keine Träne» netze sie, «das Gras der Steppe» wachse über sie und «der Pflug geh[e] über sie hin».¹¹⁵ Deshalb sollten die Gedenktafeln einen Ort für die Erinnerung schaffen: «[V]ergessen seid Ihr nicht, / auch für Euch / halten Wacht diese Kreuze.»¹¹⁶

¹⁰⁸ Der Text ist online verfügbar unter: www.gedenktafeln-in-berlin.de.

¹⁰⁹ Koselleck, Die Transformation der politischen Totenmale, S. 78.

¹¹⁰ Ebd.

¹¹¹ Kaiser, Von Helden und Opfern, S. 384.

¹¹² Ebd.

¹¹³ Vgl. Beck, Die beerdigte Nation, S. 144.

¹¹⁴ Vgl. Gliem/Petersen, Die Arbeit des Volksbundes, S. 15-16.

¹¹⁵ Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Geschäftsarchiv, vi.

¹¹⁶ Ebd.

Bei diesem moralisch aufgeladenen Wertlegen auf eine angemessene Bestattung handelte es sich um eine Fortschreibung des nationalsozialistischen Narrativs, demnach die respektvolle Behandlung der Toten die Deutschen als Kulturvolk auszeichne. Dass – entsprechend der rassistischen Logik des Kulturvolknarrativs – auch die Deutschen unzählige Tote anonym in Massengräbern verscharrt hatten, wurde in Diskurs um die «Toten im Osten» völlig ausgeblendet.¹¹⁷

Nach dem Zerfall des Ostblocks erhielt der VDK Zugriff auf die Toten im Osten und begann in den 1990er-Jahren mit der Errichtung von Sammelfriedhöfen in den osteuropäischen Staaten und Russland.¹¹⁸ Aber auch Private nutzten die politische Wende, um Kriegsgräber im Osten zu besuchen. So begab sich 1991 Hildegard Rauschenbach nach Schadrinsk in Sibirien, wo sie nach Kriegsende während drei Jahren in einem sowjetischen Zwangsarbeiterinnenlager interniert gewesen war. Nach ihrem Besuch stellten die Einwohner von Schadrinsk einen Gedenkstein an einem der Massengräber von im Lager verstorbenen Mädchen und Frauen auf. 2001 installierte der VDK, wahrscheinlich auf Initiative Rauschenbachs, eine Kopie dieses Steins auf dem Friedhof an der Lilienthalstrasse. Er wurde den «Opfern von Vertreibung, Verschleppung, Vergewaltigung und Zwangsarbeit» gewidmet.¹¹⁹ Für welche Gedenkinhalte der Stein wohl stehen sollte, legte Rauschenbach in ihrer 2001 gehaltenen Rede zum Volkstrauertag im Bundestag dar. Sie wolle, liess sie verlauten, «jede Möglichkeit wahrnehme[n], für Verständigung zwischen unseren Völkern zu werben» und fragte, was «den Millionen von Müttern der ganzen Welt nur angetan» wurde, die auf Befehl des Staats «ihren Sohn hergeben» mussten.¹²⁰

In ihrem Bemühen um Verständigung setzte sich Rauschenbach dafür ein, dass die deutschen Opfer in Russland anerkannt wurden. Eine Anerkennung der Verschleppung von «Ostarbeiterinnen» durch die Deutschen war hingegen kein Thema. Die Rede fokussierte, ähnlich wie die Plastik der «Sorgenden Frau», das Leiden der Soldatenmütter, wodurch sie paradoxerweise gerade auch jene Frauen aus dem Gedächtnis ausschloss, die durch Zwangsarbeit oder auf der Flucht umgekommen waren (wie auch die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft). Schliesslich zeigten Rauschenbachs Worte, dass die in der Nachkriegszeit allgegenwärtige Ansicht,

¹¹⁷ Vgl. Black, *Reburying and Rebuilding*, S. 71 ff., S. 85 f.

¹¹⁸ Vgl. Gliem/Petersen, *Die Arbeit des Volksbundes*, S. 16.

¹¹⁹ Vgl. Eintrag auf www.gedenktafeln-in-berlin.de;

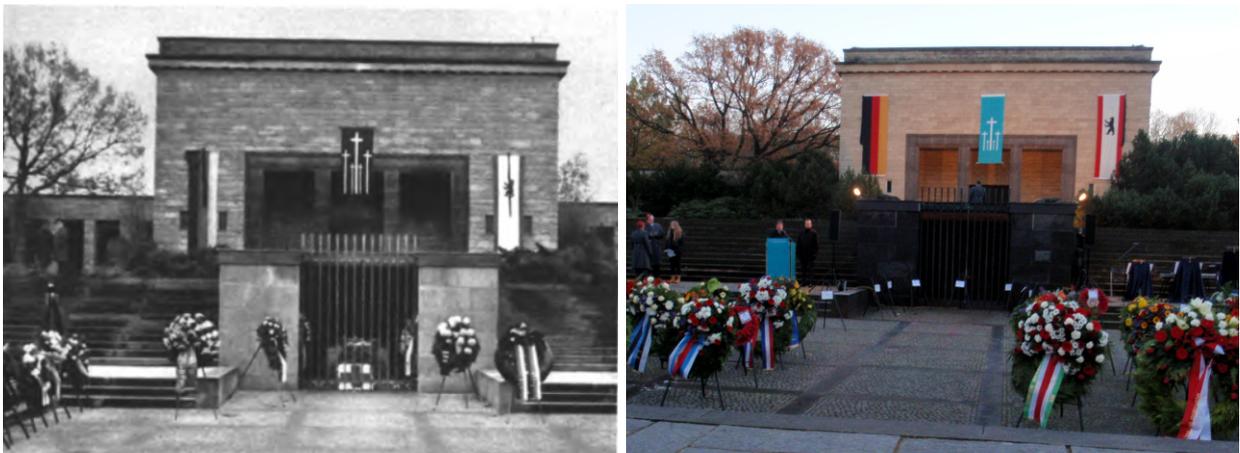
¹²⁰ Rauschenbach, «Was wurde den Müttern nur angetan?», S. 4.

alle seien gleichermaßen Opfer des von Führungseliten verantworteten Kriegs, auch im neuen Jahrtausend fortlebte.

Die beiden Gedenksteine verdeutlichen, mit welcher Beständigkeit auf dem Friedhof an der Lilienthalstrasse die deutschen Opferdiskurse der Nachkriegszeit weitergeführt wurden.

3.4. Gedenkfeier am Vorabend des Volkstrauertags

Durch Beständigkeit zeichnete sich auch die Gedenkfeier aus, die der VDK seit den 1950er-Jahren alljährlich am Vorabend des Volkstrauertags auf dem Friedhof an der Lilienthalstrasse durchführte. Dies belegt ein Vergleich des Berichts in der Kriegsgräberfürsorge von 1966 mit jenen des VDK und des Reservistenverbands aus dem Jahr 2016.¹²¹ Äusserlich schien sich der Gedenk Anlass kaum verändert zu haben, dessen wichtigste Elemente eine Gedenkrede, die Kranzniederlegung, das Lied «Ich hatt' einen Kameraden», sowie die für die feierliche Stimmung zuständigen militärischen Musikkorps und Fackelträger waren. Die die Berichterstattung ergänzenden Fotos bestätigen diese Kontinuität des formellen Rahmens (siehe Abb. 7 und 8). An der Kapelle prangten die Flaggen der Bundesrepublik, der Stadt Berlin sowie in ihrer Mitte das Banner des VDK, während sich vor dem Ehrenmal die Kränze aufreichten. Einzelne Veränderungen sind sichtbar: Die Ästhetik des Kapellenbaus hatte sich gewandelt, denn die Seitenhallen waren nun hinter hohen Büschen versteckt. Der Silberkranz war der «Sorgenden Frau» gewichen – das Symbol für deutsche Helden jenem für deutsche Opfer.



Abbildungen 7 und 8: Kapelle und Ehrenmal am Tag der Gedenkfeier 1966 und 2016.

¹²¹ Vgl. Lutzau, Berlin hat wieder ein Ehrenmal, S. 157; Lehmann, Internationale Gedenkveranstaltung, online; Bonkat, Dänischer Botschafter würdigte Versöhnungsarbeit, online.

Passend zur Trennung vom Silberkranz wurde der internationale Charakter der Gedenkfeier immer mehr akzentuiert. 2016 hielt der dänische Botschafter vor dreissig weiteren internationalen Repräsentanten die Gedenkrede. Vor dem Hintergrund der deutschen Nationalfahne und umgeben von strammstehenden Bundeswehrsoldaten attestierte er dem VDK, es sei ihm gelungen «ein ehemals nationales in ein internationales Gedenken zu verwandeln.»¹²² In Diskrepanz zum internationalen Anspruch wurden die Teilnehmenden zum Schluss mit der deutschen Nationalhymne verabschiedet.

Die soeben skizzierte Spannung zwischen gleichbleibender Form des Gedenkrituals und sich wandelnden Inhalten, stellte auch Kaiser in ihrer Untersuchung des Volkstrauertags fest. Ihrer Meinung nach hatten die «Verhärtungen des Rituals», wie sie es nennt, das Ziel, allein durch Wiederholung eine Tradition zu schaffen, die die Weiterführung ebendieser Tradition legitimierte.¹²³ So verweist auch der Bericht des VDK über die Gedenkfeier 2016 zuallererst auf die «lange Tradition» des Anlasses.¹²⁴ Als eine weitere Funktion der «nonverbal-symbolische[n]» Elemente der Gedenkfeier hebt Kaiser die Pflege «solche[r] Deutungsmuster und ältere[r] Wertvorstellungen, etwa von Tapferkeit, Ehre und Heldentum des Soldaten» hervor, die öffentlich zu äussern sich nicht mehr schickte.¹²⁵ Ein gutes Beispiel dafür ist das Kameradenlied. Bereits Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden, fand es nach dem Ersten Weltkrieg breite Verwendung an Gedenkfeiern, auch am 1922 durch Initiative des VDK eingeführten Volkstrauertag (der eine antidemokratische und revanchistische Ideologie beförderte).¹²⁶ Die Melodie wurde ebenso an den nationalsozialistischen Heldengedenktagen gespielt und untermalte – was im Zusammenhang mit dem Silberkranz interessant ist – meist die Wochenschaubeiträge von Hitlers Kranzniederlegung in der Neuen Wache (Abb. 5).¹²⁷ Als 1952 auf Bestreben des VDK der Volkstrauertag wiedereingeführt wurde, blieb das Kameradenlied, «das den Glauben an soldatische Pflichterfüllung und Gehorsam verherrlicht und die Konzentration des Gedenkens auf die Gefallenen betont», weiterhin fester Bestandteil der Zeremonie.¹²⁸ Während verbal mittlerweile allen «Opfern von Krieg und

¹²² Bonkat, Dänischer Botschafter würdigte Versöhnungsarbeit, online; vgl. Dänische Botschaft Berlin, Rede des dänischen Botschafters am Volkstrauertag (Video), online.

¹²³ Kaiser, Von Helden und Opfern, S. 264; vgl. S. 266-267, 406.

¹²⁴ Bonkat, Dänischer Botschafter würdigte Versöhnungsarbeit, online.

¹²⁵ Kaiser, Von Helden und Opfern, S. 408.

¹²⁶ Vgl. ebd. S. 80 ff., 74, (43-44).

¹²⁷ Vgl. ebd., S.190, 207-208.

¹²⁸ Ebd., S. 266.

Gewaltherrschaft» gedacht wird, unterstreicht auf nonverbal-symbolischer Ebene – neben dem Kameradenlied – auch die zentrale Rolle der Kranzträger, Fackelträger und Orchestermitglieder in Militäruniform die Bedeutung des Anlasses als Gedenkfeier für die gefallenen deutschen Wehrmachtsangehörigen.

Bei den Kranzträgern und den hinter dem Kranz schreitenden Stiftern handelte es sich im Übrigen um eine «ikonographische Formel» im Kontext des Totengedenkens, die ihren Ursprung in der Kranzniederlegung Hitlers am Heldengedenktag findet. Zuvor, so hebt Kaiser hervor, sei es Usus gewesen, die Kränze bereits vor der Feier am Denkmal oder Grab anzubringen.¹²⁹ Betrachtet man Bilder der Kranzniederlegung des dänischen Botschafters im Jahr 2016, ist eine Ähnlichkeit zu Bilddarstellungen Hitlers in der neuen Wache durchaus erkennbar.¹³⁰ Es waren denn auch die Nationalsozialisten, die die Kranzniederlegung als eigenständigen, von der zentralen Feierstunde getrennten Programmpunkt etablierten.¹³¹ Nach dem Zweiten Weltkrieg blieb die Kranzniederlegung eine in sich geschlossene, autonome Zeremonie, wodurch eine weitere Kontinuität zum Heldengedenktag bestehen blieb.

Kontinuitäten zum nationalsozialistischen Gedenken, aber auch zum Gefallenengedenken der Zwischenkriegszeit (denn die Ehrerweisung an deutsche Soldaten negierte eine mögliche Täterschaft der Wehrmacht und schloss andere Opfergruppen aus dem Gedenken aus), scheinen vor der Kulisse des zur nationalsozialistischen Heldenverehrung erbauten Friedhofs besonders heikel. Daher erstaunt es, dass der Friedhof an der Lilienthalstrasse als Erinnerungsort, wie es scheint, von sämtlichen seit den 1968er-Jahren in der deutschen Öffentlichkeit geführten Kontroversen über richtiges Erinnern unberührt blieb.¹³²

3.5. Umstrittene Erinnerungskultur: «Volkstrauertag abschaffen!»

Erst im Jahr 2009 geriet die Gedenkfeier des VDK in Kritik – und zwar von Seiten des linken, nationalismuskritischen Jugendverbands «Naturfreundejugend Berlin». Unter dem Motto «Pink Rabbit will lieber Feiern!» wurde der Anlass von einer Person im rosa Hasenkostüm sowie weiteren Aktivistinnen und Aktivisten gestört (siehe Abb. 9). Der

¹²⁹ Vgl. ebd., S. 199 ff.

¹³⁰ Vgl. ebd., S. 313. Aufnahmen der beiden Kranzniederlegungen sind auf Youtube zu finden: Der dänische Botschafter unter <https://youtu.be/BuWIHiUFSP0> (Min. 04:22); Hitler unter <https://youtu.be/ztbPyaq--2A> (Min. 02:47 – man beachte die Hinterlegung der Szene mit dem Kameradenlied).

¹³¹ Vgl. ebd., S. 188.

¹³² Unbeachtet blieb auch die belastete Vergangenheit des VDK selbst. Hatte er doch die Machtübernahme von Hitler und die Schaffung des Heldengedenktages sehr begrüsst und wurde bei der Mitgliederauflösung und finanziell durch die Nationalsozialisten grosszügig unterstützt. Vgl. Kaiser, Von Helden und Opfern, S. 176 ff., 228.

Pink Rabbit, so ist der Webseite der Naturfreundejugend zu entnehmen, sollte mittels Störung von Inszenierungen, «die Deutschland feierten», deren «kulturelle Grammatik» und «ästhetische Momente der Herrschaft» untergraben.¹³³ Erklärtes Ziel war es, einen Raum zu öffnen, «in dem Menschen sich des performativen und bisweilen absurden Charakters ihrer oder der ihnen dargebotenen Handlungen gewahr werden können».¹³⁴ Um dies zu erreichen, bediente man sich der Satire: der zappelige pinke Hase mit dem Lachen im Gesicht kontrastierte die ernste, andachtsvolle Feier mit den sich nicht rührenden Uniformierten in geradezu überspitzter Weise. Ein Videoclip der Aktion auf Youtube ermöglichte deren von der Medienberichterstattung unabhängige Bekanntmachung sowie die Formulierung einer klaren politischen Botschaft. Darin wurden Ausschnitte aus der Gedenkfeier neben historisches Filmmaterial aus der DDR und dem «Dritten Reich» gestellt – womit auf die historischen Kontinuitäten in der «Militärdialektik» (wie ein Zwischentitel erklärte) aufmerksam gemacht werden sollte. Bezüge zum Nationalsozialismus suggerierte auch das zweimalige Abspielen der Begrüßung von VDK-Präsident Reinhard Führer und dem sarkastischen Zwischentitel «Heisst das nicht mein Führer?» Dessen Aussage, der VDK sei gegen Krieg und Gewaltherrschaft, wurde von den Urheberinnen und Urhebern des Videos mit einem lakonischen «Ach so...» beantwortet. Damit spielten sie auf die Diskrepanz zwischen den verbalen und nonverbal-symbolischen Inhalten der Gedenkfeier an. Als musikalischer Rahmen des Videoclips diente Heintjes Schlager «Nicht traurig sein», das mit seinem Dreivierteltakt die Filmsequenz wie eine Slapstickkomödie erscheinen liess und das Trauern in diesem Rahmen grundsätzlich in Frage stellte.¹³⁵ In einer schriftlichen Stellungnahme begründeten die Pink Rabbit-Aktivistinnen und -Aktivisten ihre Kritik zudem im Detail. Sie hoben unter anderem die Ursprünge des Volkstrauertags im revanchistischen Gefallenengedenken sowie nationalsozialistischen Heldengedenken hervor und kritisierten den VDK für sein Versäumnis, sich von diesen Traditionen zu distanzieren. Sie wiesen auf die «unselige» Entstehungsgeschichte des Friedhofs an der Lilienthalstrasse hin. Dass an den Gräbern von Wehrmachtssoldaten, die möglicherweise an den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen teilgenommen hatten, Vertreter der deutschen Armee offiziell ihrer gedachten, sei eine «Verhöhnung

¹³³ Naturfreundejugend Berlin, Pink Rabbit gegen Deutschland, online.

¹³⁴ Ebd.

¹³⁵ Vgl. Pink Rabbit, Keine Versöhnung mit deutschen Tätern! (Video), online.

der Opfer».¹³⁶ Schliesslich fassten die Pink Rabbit-Aktivistinnen und -Aktivisten ihre Position wie folgt zusammen:

*Ein Soldatenfriedhof ist kein Ort des Gedenkens, sondern der Propaganda. Der <Volkstrauertag> ist kein Tag der Trauer, sondern dient der nationalen Vereinnahmung des Gedenkens an Tote. Hier werden keine Lehren aus den unglaublichen Verbrechen der Deutschen gezogen, sondern hier wird militärische Gewalt legitimiert und die Verdrängung nationalsozialistischer Verbrechen gepflegt.*¹³⁷

Auch jene unbekanntenen Personen, die kurz vor der Gedenkfeier des Jahres 2016 Graffiti auf das Ehrenmal sprühten, hielten – so verrät ihr im Internet veröffentlichtes Bekennerschreiben – den Friedhof an der Lilienthalstrasse für keinen geeigneten Ort und den Volkstrauertag für keinen geeigneten Rahmen des Gedenkens. Der «nationalsozialistische Tempelbau» biete die «ideale völkische Kulisse» für eine Erinnerungskultur, die Täter mit Opfern gleichsetze.¹³⁸ Die Urheberschaft, die sich als antifaschistisch und antimilitaristisch bezeichnete, forderte die Abschaffung des Volkstrauertags (siehe Abb. 10).



Abbildungen 9 und 10: Kritik an der Gedenkfeier des VDK durch Pink Rabbit (2009) und anonyme Sprayerinnen oder Sprayer (2016).

Nicht nur politische Aktionen, sondern auch die Initiative des polnischen Vereins «NIKE Polnische Unternehmerschaft e.V.», an den im Jahr 2011 die Nutzung der Friedhofsanlage übertragen wurde, führte zu einer kritischen Beleuchtung der Vergangenheit des Ortes. Zwischen 2012 und 2013 befassten sich unter anderem ein

¹³⁶ Ebd. (Text)

¹³⁷ Ebd.

¹³⁸ o.A., Aktion gegen den Volkstrauertag vor Nazi-Kulisse, online.

Kunsthospital und eine Jugendtheateraufführung mit dem «Unort deutscher Geschichte» und eine Ausstellung thematisierte die polnische Minderheit im KZ.¹³⁹ Passend zu dieser Entwicklung erstellten Künstlerinnen und Künstler einer im Sommer 2014 in den Seitenhallen untergebrachten Werkstatt riesige, rostbraune Lettern aus Metall, mit denen sie über der Freitreppe das Wort «Erinnerung» aufstellten (siehe Abb. 11). Die Buchstaben schienen die Besucherinnen und Besucher des Friedhofs dazu aufzufordern, sich selbstverantwortlich und mit kritischem Blick mit der Geschichte des Orts und seinen Erinnerungsmalen zu beschäftigen.¹⁴⁰



Abbildung 11: Künstlerische Auseinandersetzung mit der Geschichte des Friedhofs an der Lilienthalstrasse.

¹³⁹ Vgl. Heuze, Auf dem Sprung in die Zukunft, online. / Facebookprofil von NIKE Polnische Unternehmerschaft e.V. unter www.facebook.com.

¹⁴⁰ Nach 2014 sind keine weiteren kulturellen Anlässe im Internet verzeichnet. Es macht den Anschein, dass der Verein «NIKE» die Aktivitäten zur Aufarbeitung der Geschichte und Erinnerungskultur des Friedhofs eingestellt hat. Der Verein hat auch seine Webseite aufgelöst und seit Oktober 2013 die Facebookseite nicht mehr aktualisiert.

4. Fazit

Den Friedhof an der Lilienthalstrasse könnte man durchaus als dauerhaftes «Refugium» für die Perpetuierung der Selbstviktimisierungsdiskurse der Nachkriegszeit bezeichnen. Mittels Kriegsgräberanlage, Gedenksteinen, Ehrenmal und rigidem Gedenkritual wurde an diesem Ort ein kulturelles Gedächtnis geschaffen, das deutsches Leid und deutsche Opfer zelebrierte. Erinnerung wurden die Gefallenen, vergessen die Täter der Wehrmacht. Erinnerung wurden Soldatenmütter, Tote im Osten und deutsche Zwangsarbeiterinnen. Vergessen wurden Mütter, die den Krieg nicht überlebten, jüdische Mütter, von Deutschen in Massengräber geworfene Menschen, «Ostarbeiterinnen». Die Opfer und Täter der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik blieben an diesem Ort unsichtbar. Vergessen wurde auch der antidemokratische und nationalsozialistische Ursprung des Gedenkortes, der Gedenkartefakte und der Gedenkrituale. Wie weitgehend diese Verdrängungsleistung war, wird fassbar, wenn man sich vor Augen führt, dass der VDK auf dem Friedhof an der Lilienthalstrasse während fast 40 Jahren

- denselben Silberkranz ins Zentrum der alljährlichen Gedenkfeier stellte, der auch Mittelpunkt des nationalsozialistischen Heldengedenkens gewesen war,
- dabei dasselbe Kranzniederlegungsritual vollzog, das Hitler etabliert hatte,
- als Rahmen dieselbe Melodie spielen liess, die die Nationalsozialisten für die filmische Präsentation der Kranzniederlegung gewählt hatten,
- eine Kulisse nutzten, die für die Ehrung nationalsozialistischer «Helden» erbaut worden war.

Auf der Ebene des kulturellen Gedächtnisses muss daher die Aussage von Assmann relativiert werden, dass eine «Selbstdeutung in der heroischen Semantik der Ehre» nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr möglich gewesen sei (vgl. Kapitel 1.3.). Durch Symbole wie den Eichenblätterkranz, das Kameradenlied und die zentrale Rolle militärischer Musikkorps, Fackel- und Kranzträger wurde der Tod der Gefallenen der deutschen Wehrmacht durchaus als etwas Ehrenhaftes dargestellt. Veränderungen im sozialen Gedächtnis schlugen sich nur im verbal ausgedrückten Gedenken nieder, was eigentümliche inhaltliche Widersprüche zur Folge hatte. Während die Informationstafel erklärte, man gedenke allen Müttern der Erde, die Leid durch Krieg erfahren hatten, erzählte das Symbol der «Pietà» eine ganz andere Geschichte. Die Rede des Botschafters, der die Internationalität der Gedenkfeier hervorhob, wurde von nationalen Symbolen konkurriert.

Trotz dieser gedenkpolitisch durchaus brisanten Ausgangslage, schienen der Friedhof an der Lilienthalstrasse und die Gedenkfeier des VDK genügend abseits der Öffentlichkeit zu stehen, um von keiner der seit 1968 geführten gesellschaftlichen Debatten über richtiges Erinnern berührt zu werden. Erst in den letzten Jahren wurde von antinationalistischer, wie auch antifaschistischer Seite auf die belastete Geschichte des Friedhofs, des Volkstrauertags und des VDK aufmerksam gemacht. Durch zivilgesellschaftliches Engagement wurden zudem einige Kunstprojekte realisiert, die den «Unort deutscher Geschichte» thematisierten. Ob diese Initiativen den Anfang einer Differenzierung der Erinnerungskultur auf dem Friedhof an der Lilienthalstrasse bedeuteten, oder ob sich diese Wogen wieder glätten und die verhärteten Gedenkformen sich weiterhin mit Verweis auf ihre Tradition selber legitimieren werden, wird sich zeigen.

5. Bibliographie

5.1. Quellen

5.1.1. Ungedruckte Quellen

Büning, Richard. Privatarchiv

- i. Heeresbauamt III Berlin an Herrn Professor Büning, 24. November 1937.
- ii. VERTRAG zwischen dem Reichs-(Wehrmacht)fiskus, vertreten durch das Heeresbauamt III Berlin [...] und dem Architekten Prof. W. Büning, Berlin den 3. Oktober 1938.
- iii. Büning, Wilhelm: An das Heeresbauamt III, Berlin den 16. Mai 1944 [nicht gekennzeichnete Kopie oder Vorlage].

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Geschäftsarchiv

- i. Umbettungsplan Berlin Lilienthal-Friedhof, München D.16.1.52.
- ii. Lageplan Friedhof in der Lilienthalstrasse, Kapelle mit Ehrenhallen, Berlin W15, den 27.4.1951, Landesfinanzamt-Baugruppe.
- iii. [Skizze der Feierhalle seitlich und frontal,] Soldatenfriedhof 1939-1945, Berlin Lilienthalstrasse, München 21. Januar 1952.
- iv. [Skizze der Krypta von Gerd Offenberg,] Berlin Friedhof an der Lilienthalstrasse, Gitter aus Schmiedebronze, 19.7.1966.
- v. Margraf, Generalsekretär des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.: Rundschreiben Nr. 1/57, Betr.: Gedenken an die im Osten Gefallenen auf den Kriegsgräberstätten im Inland. Kassel, 15.1.1957.
- vi. Ahlhorn, Präsident des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.: Rundschreiben Nr. 12/56, Betr: Gedenken an die Toten des Ostraumes. Kassel, 23.6.1956.
- vii. Margraf, Generalsekretär des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.: Rundschreiben Nr. 15/1955, Betr.: Gedenktafeln für die Toten des Ostraumes. Kassel, 8.8.1955.

5.1.2. Internetquellen

- i. Bonkat, Maurice (2016): Dänischer Botschafter würdigte Versöhnungsarbeit des Volksbundes. Online unter: www.volkstrauertag.de/2016/volkstrauertag-2016-internationale-gedenkveranstaltung-lilienthalstrasse.html.
- ii. Lehmann, Renate (2016): Internationale Gedenkveranstaltung auf dem Friedhof Lilienthalstrasse in Berlin – Neukölln am 12.11.2016. Online unter: www.reservistenverband.de > Nachrichten.
- iii. Naturfreundejugend Berlin (o.J.): Pink Rabbit gegen Deutschland. Online unter: <https://naturfreundejugend-berlin.de/kampagnen/pink-rabbit>

- iv. o.A. (2016): Aktion gegen den Volkstrauertag vor Nazi-Kulisse, 14.11.2016 (Erstveröffentlichung am 11.11.2016). Online unter: www.antifa-berlin.info/node/1267.
- v. Pink Rabbit (2009): Keine Versöhnung mit deutschen Tätern!, 18.11.2009 (Text und Video). In: im*moment*vorbei (Blog), online unter <http://immomentvorbei.blogspot.de/2009/11/18/keine-versoehnung-mit-deutschen-taetern>.
- vi. Dänische Botschaft Berlin (2016): Rede des dänischen Botschafters am Volkstrauertag, 14.11.2016 (Video). Online unter: <https://youtu.be/BuWIHiUFSP0>.

5.1.3. Amtliche Publikationen

- i. Gesetz über die Sorge für die Kriegsgräber (Kriegsgräbergesetz) Vom 27. Mai 1952. In: Bundesgesetzblatt, Jg. 1952, Teil 1, S. 320-322.
- ii. Gesetz über die Erhaltung der Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft (Gräbergesetz) Vom 1. Juli 1965. In: Bundesgesetzblatt, Jg. 1965, Nr. 29, S. 589-592.
- iii. Gesetz über die Erhaltung der Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft (Gräbergesetz). In: Bundesgesetzblatt, Jg. 2005, Teil I, Nr. 50, S. 2426-2430.

5.1.4. Periodika

- iv. o.A. (1988): Ehemaliger Mitarbeiter verstorben [Gerd Offenberg]. In: Stimme und Weg, H. 2, S. 31.
- v. Heuze, Gabi: Auf dem Sprung in die Zukunft. Ein ehemaliger Neuköllner Standortfriedhof wird zum Lilienkulturgarten. In: Facetten-Magazin Neukölln, 02.07.2013.
- vi. Lutzau, Klaus von (1966): Berlin hat wieder ein Ehrenmal. In: Kriegsgräberfürsorge, H. 12 (Dezember 1966), S. 157.
- vii. Rauschenbach, Hildegard (2001): «Was wurde den Müttern nur angetan?» In: Das Ostpreussenblatt, 01.12.2001, S. 4. Online unter: http://archiv.preussische-allgemeine.de/2001/2001_12_01_48.pdf#search=hildegard%20rauschenbach.

5.2. Internetseiten

www.docupedia.de

www.gedenktafeln-in-berlin.de

www.rothenburg-unterm-hakenkreuz.de

www.wilhelm-buening.de

5.3 Literatur

Alings, Reinhard (1996): Monument und Nation. Das Bild vom Nationalstaat im Medium Denkmal. Berlin/New York: De Gruyter.

Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München: C.H. Beck.

Bajohr, Frank (2013): *Neuere Täterforschung*. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, http://docupedia.de/zg/bajohr_neuere_taeaterforschung_v1_de_2013.

Beck, Arndt (2009): *Die beerdigte Nation. «Gefallenen»-Gedenken von 1813 bis heute*. Berlin: K. Kramer.

Black, Monica A. (2008): *Reburying and Rebuilding. Reflecting on Proper Burial in Berlin after «Zero Hour»*. In: Confino, Alon / Betts, Paul / Schumann, Dirk (Hg.): *Between Mass Death and Individual Loss. The Place of the Dead in Twentieth-Century Germany*. New York / Oxford: Berghahn, S. 69-90.

Cornelissen, Christoph (2005): *Zur Erforschung von Erinnerungskulturen in West- und Osteuropa. Methoden und Fragestellungen*. In: Cornelissen, Christoph / Holec, Roman / Pesek, Jiri (Hg.): *Diktatur - Krieg - Vertreibung. Erinnerungskulturen in Tschechien, der Solwakei und Deutschland seit 1945*. Essen: Klartext, S. 25-44.

Endlich, Stefanie (2000): *Gedenkstätten, Denk- und Ehrenmale*. In: *Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (Hg.): Für den Frieden. Gedenkstätten und Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft in Berlin*. Berlin: Jaron, S. 35-72.

Fehlemann, Silke (2009). *«Stille Trauer»*. *Deutsche Soldatenmütter in der Zwischenkriegszeit*. In: *Historical Social Research*, 34(4), S. 331-342. Online unter: <https://doi.org/10.12759/hsr.34.2009.4.331-342>

Fritzsche, Peter (2008): *A Cemetery in Berlin*. In: Confino, Alon / Betts, Paul / Schumann, Dirk (Hg.): *Between Mass Death and Individual Loss. The Place of the Dead in Twentieth-Century Germany*. New York / Oxford: Berghahn, S. 299-313.

Fuhrmeister, Christian (2001): *Beton, Klinker, Granit. Material, Macht, Politik. Eine Materialikonographie*. Berlin: Verlag Bauwesen.

Gliem, Thomas / Petersen, Thomas P. (2000): *Die Arbeit des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. und die Geschichte des Volkstrauertages*. In: *Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (Hg.): Für den Frieden. Gedenkstätten und Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft in Berlin*. Berlin: Jaron, S. 11-18.

Kaiser, Alexandra (2010): *Von Helden und Opfern. Eine Geschichte des Volkstrauertags*. Frankfurt am Main: Campus.

- Koselleck, Reinhart (1998): Zur politischen Ikonologie des gewaltsamen Todes. Ein deutsch-französischer Vergleich. Basel: Schwabe.
- Koselleck, Reinhart (2002): Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses. In: Knigge, Volkhard / Frei, Norbert (Hg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. München: C.H. Beck, S. 21-32.
- Koselleck, Reinhart (2002): Die Transformation der politischen Totenmale im 20. Jahrhundert. In: Transit, H. 22 (Winter 2001/2002), S. 59-86.
- Knoop, Beatrice (2000): St. Sebastian-Friedhof. In: Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (Hg.): Für den Frieden. Gedenkstätten und Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft in Berlin. Berlin: Jaron, S.94-95.
- Kropp, Alexander (2005): Die politische Bedeutung der NS-Repräsentationsarchitektur. Die Neugestaltungspläne Albert Speers für den Umbau Berlins zur "Welthauptstadt Germania" 1936-1942/43. Neuried: Ars Una.
- Locher, Hubert (2013): «Politische Ikonologie» und «politische Sinnlichkeit». Bild-Diskurs und historische Erfahrung nach Reinhart Koselleck. In: Locher, Hubert / Markantonatos, Mariana (Hg.): Reinhart Koselleck und die Politische Ikonologie. Berlin / München: Deutscher Kunstverlag, S. 14-31.
- Locher, Hubert (2013): Denken in Bildern. Reinhart Kosellecks Programm *Zur politischen Ikonologie*. In: Locher, Hubert / Markantonatos, Mariana (Hg.): Reinhart Koselleck und die Politische Ikonologie. Berlin / München: Deutscher Kunstverlag, S. 294-303.
- Moeller, Robert G. (1996): War Stories. The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany. In: The American Historical Review, Bd. 101, Nr. 4 (1996), S. 1008-1048. Online unter: www.jstor.org/stable/2169632.
- Moller, Sabine (2010): Erinnerung und Gedächtnis. In: Docupedia-Zeitgeschichte, http://docupedia.de/zg/moller_erinnerung_gedaechtnis_v1_de_2010.
- Mosse, George L. (1979): National Cemeteries and National Revival. The Cult of the Fallen Soldiers in Germany. In: Journal of Contemporary History, Bd. 14, Nr. 1 (Jan. 1979), S. 1-20. Online unter: www.jstor.org/stable/260225.
- Münk, Dieter (1993): Die Organisation des Raumes im Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung ideologisch fundierter Leitbilder in Architektur, Städtebau und Raumplanung des Dritten Reiches. Bonn: Pahl-Rugenstein.

Paul, Gerhard (2012): Visual History, Version 2.0. In: Docupedia-Zeitgeschichte, http://docupedia.de/zg/paul_visual_history_v2_de_2012.

Raichle, Christoph (2012): Symbolische Macht durch Architektur. In: Harlander, Tilman / Pyta, Wolfram (Hg.): NS-Architektur. Macht und Symbolpolitik. 2. Aufl. Berlin: Lit, S. 21-35.

Weber, Klaus Konrad (1981): Friedhofskapellen und Feierhallen. In: Berlin und seine Bauten. Teil X/Band A: Anlagen und Bauten für die Versorgung (3) Bestattungswesen. Berlin / München: Wilhelm Ernst & Sohn, S. 49-73.

Wernicke, Ingolf (2000): Der Berliner Landesverband des Volksbundes seit 1950. In: Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge (Hg.): Für den Frieden. Gedenkstätten und Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft in Berlin. Berlin: Jaron, S.19-34.

Wolfrum, Edgar (2002): Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg. Berichte zur Geschichte der Erinnerung. In: Knigge, Volkhard / Frei, Norbert (Hg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. München: C.H. Beck, S. 133-149.

6. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Fotografie aus Nachlass Wilhelm Büning, undatiert (Ausschnitt). Büning, Richard, Privataarchiv. Online unter: www.wilhelm-buening.de.

Abbildung 2: Fotografie aus Nachlass Wilhelm Büning, undatiert. Büning, Richard, Privataarchiv.

Abbildung 3: Lageplan Friedhof in der Lilienthalstrasse, 27.4.1951, Landesfinanzamt-Baugruppe (Ausschnitt). Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Geschäftsarchiv.

Abbildung 4: Grabfeld Friedhof an der Lilienthalstrase, 09.10.2014. Foto: F. Merz.

Abbildung 5: Heldengedenktag 1940, 10.03.1940. Österreichische Nationalbibliothek (S 19/24). Online unter: www.bildarchivaustria.at/Pages/ImageDetail.aspx?p_iBildID=305762.

Abbildung 6: Die Sorgende Frau von Fritz Cremer, 12.11.2016 (Ausschnitt). Foto: Renate Lehmann. Online unter: www.reservistenverband.de > Mediathek > Internationale Gedenkveranstaltung auf dem Friedhof Lilienthalstrasse in Berlin – Neukölln am 12.11.2016.

Abbildung 7: Ehrenmal am Vorabend des Volkstrauertages, 1966. Foto: Willi Huschke. In: Kriegsgräberfürsorge, H. 12 (Dezember 1966), S. 157.

Abbildung 8: Ehrenmal am Vorabend des Volkstrauertages, 12.11.2016 (Ausschnitt). Foto: Renate Lehmann. Online unter: www.reservistenverband.de > Mediathek > Internationale Gedenkveranstaltung auf dem Friedhof Lilienthalstrasse in Berlin – Neukölln am 12.11.2016.

Abbildung 9: Möhren am Volkstrauertag..., 17.11.2009 (Filmstill). Online unter: <https://youtu.be/YDQ-d8DMHwA>

Abbildung 10: Graffiti «Volkstrauertag abschaffen», 10./11.11.2016. Foto: anonyme/r Fotograf/in. Online unter: www.antifa-berlin.info/node/1267.

Abbildung 11: Kunstwerk «Erinnerung» der Metallwerkstatt Tacheles, 09.10.2014. Foto: F. Merz.